

VERONICA HENRY | Wie ein Sommertag

### *Zum Buch*

In einem malerischen Küstenstädtchen in Cornwall beginnt ein langes, heißes Wochenende. Das Hotel am Hafen, das Claire und Luca gemeinsam führen, ist komplett ausgebucht. Während Luca in der Küche exquisite Köstlichkeiten kreiert, bereitet Claire voller Vorfreude alles für die Ankunft der Gäste vor. Bis plötzlich ihre erste große Liebe Nick vor ihr steht – als Bräutigam, der vor der Hochzeit ein letztes Wochenende mit seinen Freunden verbringen will. Die Begegnung weckt lang verborgene Gefühle und auch Erinnerungen an das tragische Ereignis, an dem ihre Beziehung zerbrach. Doch nicht nur Claires Leben gerät auf einmal durcheinander, auch ihre Gäste müssen sich ihren Sehnsüchten und Geheimnissen stellen. Für sie alle wird nach diesen Sommertagen voller großer Überraschungen, verhängnisvoller Lügen und wichtiger Entscheidungen nichts mehr so sein wie zuvor ...

### *Zur Autorin*

Veronica Henry arbeitete für die BBC und als Drehbuchautorin für zahlreiche Fernsehproduktionen, bevor sie sich dem Schreiben von Romanen zuwandte. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen in Devon, England. Im Diana Verlag erschien bisher ihr Roman *Für immer am Meer*.

VERONICA HENRY

# Wie ein Sommertag

Roman

Aus dem Englischen von Charlotte Breuer  
und Norbert Möllemann

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *The Long Weekend*  
bei Orion Books, an imprint of the Orion Publishing Group Ltd, London

### Zitate

John Masefield, *Sea Fever* (S. 208)

Aus dem Englischen übersetzt von Sebastian Wohlfeil

Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von The Society of Authors  
as the literary representative of the estate of John Masefield



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 05/2014

Copyright © 2012 by Veronica Henry

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Sibylle Klöcker

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © plainpicture/Mike Hofstetter; shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35776-1

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*Mill House  
Mimsbury  
Silvester 1999*

*Meine geliebten Söhne,  
wenn ihr diesen Brief lest, werdet ihr mir böse sein. Aber ich bitte  
euch, versucht, über eure derzeitigen Gefühle hinauszudenken und  
zu verstehen, warum ich diesen Entschluss gefasst habe. Ihr werdet  
denken, dass ich die Entscheidung ganz allein getroffen habe, ohne  
euch um eure Meinung zu bitten, und damit habt ihr recht. Viel-  
leicht war das egoistisch von mir. Vielleicht habe ich es für mich  
getan. Aber ich wollte die Entscheidung nicht treffen müssen, und  
das ist das Grausame daran.*

*Ich hoffe also, ihr werdet mir verzeihen und mich so in Erinne-  
rung behalten, wie ich es mir wünsche. Ebenso wie ich euch in Erin-  
nerung behalten werde, wie es sein soll – lachend, glücklich, sorglos.  
Bleibt immer so. Für mich.*

*In ewiger Liebe  
eure Mummy*



## *Prolog*



Selbst jetzt noch, nach sieben Jahren, lässt sein Geruch nach einer gemeinsamen Nacht, der scharfe Geruch nach seinem Schweiß, vermischt mit dem Duft von Issey Miyake, sie noch innerlich erglügen.

Er hat volle Lippen und eine gebrochene Nase – die Geschichte, wie sie ihm gebrochen wurde, ändert sich, je nachdem, wie viel er getrunken hat und wem er sie erzählt –, und seine dunkelbraunen Locken hält er bei der Arbeit immer noch mit einer Bandana in Schach. Seine Lider flattern leicht im Schlaf, sie verbergen grün-gelbe Augen, die manchmal orange-farben flackern. Er dreht sich um, und die Fahne von einer halben Flasche Grappa treibt ihr die Tränen in die Augen. Den Grappa braucht er zum Runterkommen, erklärt er ihr, nach einer Nacht in der Küche.

Das kauft sie ihm nicht ab. Er kann mit geschlossenen Augen für eine ganze Abendgesellschaft kochen. Für ihn ist Kochen wie Atmen. Es ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Dasselbe gilt für jede Art von Ausschweifung. Was einer der Gründe ist, warum sie ihn liebt. Und Teil des Problems. Er wird jetzt bis nach elf schlafen. Während sie in zehn Minuten aufstehen muss. Sie wacht immer kurz vor dem Wecker

auf, aus Angst, dass er nicht klingelt. Einer von ihnen muss auf sein. Schließlich ist ein Hotel kein Selbstläufer, und die Angestellten sind nur so gut wie derjenige, der die Fäden zieht.

Und Claire Marlowe ist gut im Fädenziehen. Sie ist eine Meisterin des Delegierens, der Diskretion, der Diplomatie, des Multitasking.

Luca ist ein Meister im Kochen. Und im Reden. Und im Feiern. Und im Trinken. Was der Grund ist, warum Leute in seinem Restaurant essen und in seinem Hotel übernachten wollen.

Luca ist eine Legende.

Mit einer Legende zusammenzuleben ist anstrengend, und Claire ist erschöpft. Bis auf die Knochen. Aber vor ihr liegt eines der geschäftigsten Wochenenden des Jahres. Die Wettervorhersage ist perfekt: Es wird sonnig und warm. Eine Gelegenheit für die Leute abzuschalten und auszuspannen. Zumindest für die, die nicht in einer Kneipe oder einer Gärtnerei arbeiten.

Oder in einem Fünf-Sterne-Hotel am Meer.

Sie schaltet den Wecker aus, bevor er losrasselt. Sie braucht ihn nicht, um zu wissen, dass es Zeit zum Aufstehen ist. Sie schlägt die Daunendecke zurück. Luca regt sich neben ihr. Er streckt einen Arm aus und legt ihn um sie, ehe sie aus dem Bett steigen kann. Sie spürt, wie er ihr die Hüfte streichelt. Augenblicklich schmilzt ihr müder Körper dahin. Sie schließt die Augen.

Eine Beziehung lebt nicht nur vom Sex, denkt sie. Man kann nicht mit jemandem zusammenleben und die Tatsache, dass er einen ausnutzt, damit entschuldigen, dass man bei jeder seiner Berührungen fast in Ohnmacht fällt.

Oder?



Sie hört, wie draußen die Altglastonnen geleert werden. Mit lautem Krachen verschwinden die von den Hotelgästen in einer Woche geleerten Flaschen in dem riesigen gelben Schlund. Milchflaschen, Weinflaschen und Mineralwasserflaschen zerbrechen scheppernd zu Millionen Scherben. Sie ist überzeugt, dass die Männer absichtlich so viel Lärm machen wie möglich, obwohl es erst sechs ist. Würde das nicht jeder tun, der sein Geld damit verdient, den Müll anderer Leute zu beseitigen?

Sie windet sich aus Lucas Umarmung. Er wird nicht von ihr bekommen, was er will: ihre bedingungslose Hingabe. Wenn er Sex will, kann er ihr wenigstens die Ehre erweisen, zuerst ganz zu sich zu kommen. Dabei könnte sie durchaus in Versuchung geraten. Für sie gibt es keine schönere Art, den Tag zu beginnen, ihren Körper in Schwung zu bringen.

Es ist traurig, denkt sie, dass Sex zur Verhandlungssache geworden ist, dass sie ihn bestraft, indem sie ihm Sex vorenthält, obwohl er wahrscheinlich gar nichts von seiner Strafe ahnt, so bewusstlos, wie er gerade ist. Sie sehnt sich nach den Anfängen ihrer Beziehung zurück, als sie sich ihm jederzeit bereitwillig hingab, ohne darüber nachzudenken.

Doch seitdem hat sich einiges geändert. Jetzt haben sie Verpflichtungen. Das heißt, sie hat Verpflichtungen. Luca verlässt sich ganz auf sein Talent und seinen Charme und überlässt ihr die Buchhaltung.

So war es natürlich von Anfang an abgemacht. Sie waren Instinkt und Kontrolle. Yin und Yang. Seine Kochkünste und ihr Geschäftssinn ergaben das perfekte Team. Aber mit der Zeit ging das Gleichgewicht verloren, und zwar zu seinen Gunsten. Claire gönnt ihm das nicht.

Und es gibt nichts Schlimmeres in einer Beziehung als Missgunst.

Sie stellt sich auf einen Stuhl unter der Dachluke in der Ecke und schaut nach draußen. Da hocken sie, die drei Möwenküken, hässlich und erwartungsvoll. Seit dem Tag, an dem sie geschlüpft sind, beobachtet sie sie. Jedes Mal, wenn sie die Küken betrachtet, rührt sich etwas tief in ihrem Innern, und sie weiß ganz genau, was das bedeutet. Leider kann sie nichts daran ändern. Ein Kind könnte sie jetzt überhaupt nicht in ihrem Leben gebrauchen.

Froh, dass die Küken noch leben und wohlauf sind und nicht bei ihren ersten Flugversuchen, mit denen täglich zu rechnen ist, vom Dach gefallen sind, atmet sie die frische, salzige Morgenluft ein. Sie kann die Sonne beinahe riechen, auch wenn sie sie von ihrem Aussichtspunkt aus noch nicht sehen kann. Wahrscheinlich, denkt sie, lugt sie gerade an der Flussmündung kokett über den Horizont, um die Ausflügler zu begrüßen, die am Wochenende zu Hunderten nach Pennfleet strömen. Sie werden die engen, gewundenen Gassen füllen und sich auf der Uferpromenade drängen. Unersättlich wie die Möwenküken werden sie Fish 'n' Chips und Eis und Cornish Pasties essen, und die Einheimischen werden sich über die klingelnden Kassen freuen und über den Müll ärgern, den die Leute überall hinterlassen.

Claire tappt ins Bad. Ihr Zimmer befindet sich unterm Dach, weil die Decke hier zu niedrig ist für zahlende Gäste – obwohl Luca eins dreiundachtzig groß ist und sich ständig den Kopf an den Balken stößt. Eigentlich hatten sie geplant, sich irgendwo in der Stadt eine kleine Wohnung zu kaufen, in die sie sich zurückziehen könnten, aber dazu ist es nie gekommen. Sie haben weder die Zeit, sich nach etwas Passendem

umzusehen, noch das nötige Kleingeld. In ihrer ersten Zeit in Pennfleet verbrachte Claire die Kaffeepausen damit, sehnsüchtig in Immobilienprospekten zu blättern, auf der Suche nach einem weiß getünchten Fischerhäuschen, das sie ihr Eigen nennen könnten, aber all ihr Geld ist in das Hotel geflossen. Jetzt wohnen sie also unterm Dach. Das Zimmer ist recht hübsch, mit weiß gestrichenen Holzwänden und einem großen Doppelbett, mit denen auch die Hotelzimmer ausgestattet sind, aber für ihre persönlichen Sachen ist kaum Stauraum vorhanden, und in den Schrank passt fast nichts hinein, bestenfalls ihre marineblauen, schwarzen und grauen Wickelkleider, die sie während der Arbeit trägt. Sie kann sich gar nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal ihre ganz privaten »Claire-Klamotten« anhatte, die in einer Vakuumaschine verstaut sind, oder wann sie das letzte Mal einen Tag frei hatte. Wenn sie nicht als Empfangsdame tätig ist, hockt sie im Büro und arbeitet an Marketingkonzepten, macht die Abrechnungen, schreibt Presstexte ...

Zum Duschen braucht sie fünf Minuten. Fürs Anziehen und Zurechtmachen weitere fünf Minuten. Um Viertel nach sechs steht sie an der Rezeption, überprüft den Personalplan und betet, dass bei dem herrlichen Wetter niemand auf die Idee kommt, krankzufeiern.

An diesem Wochenende sind sie fast komplett ausgebucht. Sieben Zimmer und das Restaurant. In den nächsten drei Tagen wird sie mit etwas Glück zwölf Stunden Schlaf bekommen. Das liegt daran, dass sie so perfektionistisch ist, aber sie weiß auch, dass sie diesem Perfektionismus ihren Erfolg verdanken. Sie erlaubt sich keinen einzigen Ausrutscher.

Hinzu kommt Lucas ausgezeichnete Ruf als Koch, Thema

zahlloser Artikel in den Wochenendbeilagen von Tageszeitungen, in Zeitschriften und Gourmet-Blogs. Die Leute kommen übers Wochenende aus London, das drei Zugstunden entfernt liegt, nur um die raffinierten Gerichte zu probieren, die Luca aus Tintenfischen und Borlotti-Bohnen und Zucchiniblüten zaubert; seine gelati sind nahezu orgiastisch – so drückte sich zumindest ein berühmter Restaurantkritiker aus, der zwanzig Liter von Lucas Honig-Kaffee-Ricotta-Eis bestellte, um einen Vorrat davon in seinem Tiefkühlschrank zu haben. Luca ist zu einem richtigen Coverboy geworden, was ihn hier an der Küste zu einer Berühmtheit gemacht hat, ein Gesicht, das jeder kennt. Aber niemand erkennt Claire. Manchmal kommt sie sich regelrecht unsichtbar vor.

Wer ins Townhouse by the Sea kommt, kommt wegen Luca. Aber niemand weiß, dass er ohne Claire nichts wäre. Ein Niemand.

## *Eins*



**B**löde Möwen. Und dieser Trottel Jeff. Wieso konnte er den Müll nicht ordentlich in die Tonne stopfen? Sie hatten ihm hundertmal gesagt, dass die Möwen die Tüte zerfledderten, wenn er sie oben auf die Tonne legte, aber er hörte einfach nicht zu. Natürlich war die Tüte aufgerissen und der Müll über die zwei Quadratmeter Rasen verteilt, die sich mehr schlecht als recht als Vorgarten bezeichnen ließen. Der Rasen wurde auch nie gemäht, sodass das Gras wuchs, bis die Halme ermattet herunterhingen. Angelica trommelte mit der Faust gegen das Badezimmerfenster, doch die fünf Möwen ließen sich nicht beeindrucken, sondern labten sich unbeeindruckt an den Resten aus einem Pappkarton von Kentucky Fried Chicken, den jemand gestern Abend mitgebracht haben musste, obwohl der Himmel wusste, von wo – Angelica war sich ziemlich sicher, dass es im Umkreis von achtzig Kilometern kein KFC gab. Das war der Preis, den man bezahlte, wenn man in Pennfleet wohnte. Schöne Aussichten, ja, aber nichts von dem, was normale Zwanzigjährige zum Überleben brauchten, wie Topshop, McDoof oder auch nur ein Kino.

Wenn man Pennfleet erwähnte, dachten die meisten an einen romantischen kleinen Hafen, in dem Segelboote auf

den Wellen schaukelten, an malerische Sträßchen mit putzigen, bonbonfarbigen Häuschen. Der Ort war Gegenstand zahlloser klischeehafter Gemälde, die Wände von Kneipen und Cafés zierten, wo sie zu saftigen Preisen zum Verkauf angeboten wurden. Die örtlichen Läden offerierten zurückhaltend modische Freizeitkleidung – neckische Kleidchen, weite Sweatshirts in Puderfarben und gemusterte Gummistiefel –, Henkeltassen mit vermeintlich geistreichen Sprüchen und handgemachten Modeschmuck – alles zu völlig überzogenen Preisen. Ganze Familien trampelten im Pulk durch die Straßen und tobten sich auf ihrem für den Sommer auserkorenen Spielplatz aus, ohne einen einzigen Gedanken an die Einheimischen zu verschwenden, die ihnen ihr Frühstück und ihre Cocktails servierten und den Ort über die langen Wintermonate hinweg in Schuss hielten. Im Sommer konnte man sich vor lauter Männern in khakifarbenen Shorts und Freizeitschuhen und wohlriechenden jungen Müttern in Caprihosen und Chanel-Sonnenbrillen kaum noch bewegen.

Die meisten Leute, die in Pennfleet Urlaub machten, wussten nicht, dass man, wenn man hinter dem Museum links abgebog und der Straße an der kleinen Feuerwehr vorbei und über den Hügel in die Acland Avenue folgte, in eine heruntergekommene Reihenhaussiedlung gelangte, die ganz und gar nicht in das Bild des maritimen Idylls passte, das zu ihren Füßen lag. Das war die Schattenseite, hier wohnten diejenigen Einwohner von Pennfleet, die nicht mit einer Aussicht auf die grünen Flussufer und das Meer gesegnet waren und deren einzige Hoffnung auf ein finanzielles Auskommen darin bestand, während der Urlaubssaison Betten zu beziehen und Klos zu schrubben, wenn sie nicht zu den Glücklichen gehörten,

die im Industriegebiet auf dem Weg nach St. Austell einen Job in der Pie-Fabrik hatten.

Und selbst die Chancen, Betten zu beziehen und Klos zu schrubben, standen immer schlechter. Um die Kosten zu minimieren, verrichteten viele Hotel- und Restaurantbetreiber mittlerweile die Drecksarbeit selbst, und viele Pensionsbesitzer vermieteten jetzt anstelle von Zimmern mit Frühstück komplett eingerichtete Ferienwohnungen für Selbstversorger. Die Zeiten waren hart. Und obwohl es überall hieß, die Leute würden wegen der Wirtschaftskrise in diesem Jahr ihren Urlaub im Land verbringen, gab es noch nicht viele Anmeldungen. Außer in den Luxushotels, die bereits für den ganzen Sommer ausgebucht waren. Und dafür war Angelica dankbar. Sie hatte vor fünf Jahren im Townhouse by the Sea angefangen, an Wochenenden und in den Ferien als Zimmermädchen zu jobben. Nachdem sie die Schule abgeschlossen hatte, hatte man ihr eine volle Stelle als Empfangsdame angeboten, und sie hatte die Gelegenheit beim Schopf ergriffen. Und vor drei Wochen war sie zur Leiterin des Zimmerservice befördert worden.

Sie hob ihr Kostüm vom Boden auf, wo sie es am Abend zuvor fallen gelassen hatte. Der schwarze Leinenrock war ziemlich zerknittert, die Jacke etwas weniger. Sie versuchte, den Stoff glatt zu streichen, aber die Falten waren hartnäckig. Sie musste die Sachen bügeln. Claire würde ausflippen, wenn sie nicht wie aus dem Ei gepellt zur Arbeit erschien. Im Townhouse by the Sea ging Stil vor Zweckmäßigkeit. Alles war pflegeintensiv, von den ägyptischen Baumwolllaken bis zu all dem Glas und Chrom in den Bädern, das mit weichen Tüchern poliert werden musste. Da wurde keine Schlamperie geduldet.

In ihrer neuen Stellung brauchte sie zum Glück nicht mehr die Knochenarbeit zu machen, zumindest solange nicht zu viele Mitarbeiter fehlten. Anfangs war Angelica beglückt gewesen über die Beförderung – bis sie festgestellt hatte, dass keine nennenswerte Gehaltserhöhung damit einherging.

»Wir haben im Moment einfach keinen Spielraum«, hatte Claire ihr mit großen Augen erklärt. »Aber wenn die Saison gut läuft, bekommst du einen Bonus.«

Und wenn nicht? Angelica, die in Pennfleet geboren und aufgewachsen war, wusste nur zu gut, dass ein verregneter Sommer jedem Gastronomiebetrieb an der Küste den Todesstoß versetzen konnte. Und bei den Preisen, die sie im Townhouse verlangten, würde das Hotel sich nicht mehr lange halten, davon war Angelica überzeugt. Luxus gut und schön, aber über zweihundert Pfund pro Nacht? Wenn das Wetter nicht mitspielte, konnten sie von Glück reden, wenn sie bis zum Ende des Sommers nicht pleite waren.

Was eine Katastrophe wäre. Nicht zuletzt für sie. Denn Angelica war endlich dort, wo sie schon immer hingewollt hatte. Sie genoss jede Minute, die sie im Hotel verbrachte, und sie war begierig, so viel wie möglich zu lernen. Jeder Job, den sie bis dahin gehabt hatte, war nichts weiter gewesen als ein Mittel zum Zweck, eine Möglichkeit, irgendwie Geld zu verdienen, aber die Arbeit im Hotel war etwas anderes. Wenn sie schon bis ans Ende ihres Lebens in diesem Kaff hängen bleiben würde – und im Moment sah es ganz danach aus –, dann am liebsten im Townhouse.

Auf jeden Fall stand das Hotel in krassem Gegensatz zu ihrer Wohnung. Lustlos sah sie sich im Bad um. Die rosa-farbenen Kacheln waren uralt und von Rissen durchzogen,



in denen sich der Schmutz sammelte. Jeff hatte eine Art Schlauch am Wasserhahn befestigt, damit sie duschen konnten, aber das Ding war nicht lang genug und taugte nichts. Angelica benutzte das Bad bei sich zu Hause kaum noch, sondern duschte in ihrer Pause heimlich im Hotel, nachdem sie im Plan nachgesehen hatte, welche Zimmer gerade gesäubert werden mussten. Sie genoss den kräftigen, heißen Wasserstrahl, den Kräuterduft des bereitliegenden Duschgels, die flauschigen, weißen Badetücher ...

Wie schön es wäre, immer so leben zu können. Denn dass es Leute gab, die das taten, wusste sie inzwischen. Nicht alle saßen in einer Sackgasse fest. Zumindest hatte sie es sich nicht selbst zuzuschreiben, dass sie festsäß. Sie musste an ihre dummen, naiven Freundinnen denken, die sich selbst in ihre Zwangslage gebracht hatten, indem sie alles auf die Babykarte gesetzt hatten. Bei dem Gedanken daran konnte sie nur verächtlich schnauben. Was hatte man davon, sich ein Kind aufzuhalsen? Sie hatte die schäbigen Wohnungen gesehen, die man ihnen zugewiesen hatte, wusste, mit wie wenig Geld sie über die Runden kommen mussten. Das war doch keine Zukunft.

Natürlich stand es ihr frei, jederzeit wegzugehen. Aber wie konnte sie das tun? So egoistisch war sie nicht. Diesen Wessenzug hatte ihre Mutter ihr zum Glück nicht vererbt.

Sie betrachtete sich im Spiegel des Medizinschränkchens, das über dem Waschbecken hing. Milchweiße Haut, Augen, die vielleicht nicht besonders groß, aber dafür leuchtend blau waren, seidiges schwarzes Haar, schulterlang mit einem stumpfen Pony, breiter Mund und volle Lippen. Ungeschminkt war sie eher unscheinbar, was ihr bei der Arbeit im Hotel gelegen kam, weil sie einfach nicht auffiel. Aber abends konnte

sie mithilfe von schwarzem Eyeliner, falschen Wimpern und knallrotem Lippenstift ein Gesicht zaubern, das niemand so schnell vergaß. Es war eine Schande, dass es niemanden gab, den sie damit beeindrucken konnte.

Na ja, bis auf einen, aber der war absolut tabu. Über ihn dachte sie möglichst nicht allzu lange nach.

Ihre Sachen unter den Arm geklemmt, eilte sie nach unten in die Küche. Sie zog das Bügelbrett aus der Lücke zwischen Kühlschrank und Wand und klappte es geräuschvoll auf, ohne sich darum zu scheren, dass Jeff gerade versuchte, die Verkehrsnachrichten im Radio zu hören. Als Kurier musste er wissen, ob sich bereits ferienbedingte Staus gebildet hatten.

»Schenkst du mir eine Tasse Tee ein, Jeff?«, flötete sie, während sie das Bügeleisen einstöpselte und auf Höchsthöhe einstellte. Das mit dem Müll würde sie lieber nicht erwähnen. Wenn sie zugab, dass sie die Sauerei bemerkt hatte, würde sie sich verpflichtet fühlen, sie zu beseitigen, und dann würde sie zu spät zur Arbeit kommen. Wenn ihre Mutter irgendwann aufzustehen geruhte, würde sie schon selbst sehen, was draußen los war. Den Stress mit Jeff überließ Angelica ihr gern. Schließlich hatte Trudy nicht viel anderes zu tun.

Jeff langte, ohne mit der Wimper zu zucken, nach der Edelstahlteekanne, goss den dunkelbraunen Rest Tee in eine Henkeltasse, schüttete einen Schluck Milch hinein und reichte ihr den Tee.

»Danke.« Angelica hob die Tasse an den Mund, stellte fest, dass der Tee lauwarm war, und verzog das Gesicht. »Ihh, was für eine ekelhafte Brühe.«

»Du weißt ja, wo der Wasserkessel steht«, brummte Jeff.

Sie stellte die Tasse ab, als der Dampf zischend aus dem Bügeleisen entwich.

»Komm schon, gieß mir einen frischen Tee auf, stell dich nicht so an.«

Jeff verdrehte die Augen und stand auf. Allein sein Anblick widerte sie an. Diese Wampe unter dem Jack-Daniel's-T-Shirt, optimistisch in die Jeans gestopft und eingequetscht von einem Gürtel mit einem goldfarbenen Adler als Schnalle. Dazu sein dünner grauer Pferdeschwanz und der Ziegenbart ... Angelica schüttelte sich. Sie hatte nie begriffen, was ihre Mutter an dem Typen fand.

Doch, in Wirklichkeit wusste sie es. Jeff war lieb. Todlangweilig, aber eine gute Seele. Er tat alles für ihre Mutter – okay, außer den Müll ordentlich zu entsorgen –, und dafür war Angelica ihm dankbar, denn es nahm den Druck von ihr weg. Und auch wenn Jeff aussah wie der letzte Penner, war er ihr hundertmal angenehmer als der letzte Liebhaber ihrer Mutter.

Angelica hatte nie eingesehen, warum sie sich beim Bügeln etwas überziehen sollte. Jeffs Vorgänger hatte sich einmal die Freiheit genommen, ihr in die Unterhose zu langen, als sie sich einen Rock aufgebügelt hatte. Daraufhin hatte Angelica seine Hand gepackt, aufs Bügelbrett geknallt und mit dem Bügeleisen versengt. Er hatte gebrüllt und getobt und mehrere Sekunden gebraucht, bis er kapiert hatte, was passiert war.

»Du blöde Kuh! Ich zeig dich an! Das ist Körperverletzung!«, hatte er geschrien, war zur Spüle gestürzt und hatte seine Hand unter kaltes Wasser gehalten. »Ich verklag dich auf Schmerzensgeld!«

Angelica hatte ihm zugesehen und ungerührt geantwortet: »Das war Notwehr.«

Dann war Trudy nach unten gekommen, um nachzusehen, was der Lärm zu bedeuten hatte.

»Du musst mich ins Krankenhaus bringen«, hatte er gejault und ihr seine Hand gezeigt. »Sie hat mir die Hand mit dem Bügeleisen verbrannt!«

»Die Hand, die in meiner Unterhose war«, sagte Angelica. »Und hör schon auf rumzujammern. Das Bügeleisen war gar nicht richtig heiß. Es steht auf Polyester.« Das war vor dem Townhouse gewesen, als sie noch in der Bäckerei gejobbt hatte.

»Was musst du auch immer in Unterwäsche bügeln!«, hatte ihre Mutter geschrien.

»Ich *wohne* hier! Wenn ich will, bügle ich nackt!«, hatte sie geantwortet.

Der Typ war spurlos verschwunden, und Angelicas Mutter hatte wochenlang geschmollt. Bis sie Jeff am Country-and-Western-Abend in der örtlichen Kneipe kennengelernt und mit nach Hause gebracht hatte. Seitdem gehörte er zum Inventar. Er brachte ein bisschen Stabilität in den Haushalt, denn wenn Trudy einen Liebhaber hatte, war sie wesentlich ausgeglichener, was alles einfacher machte.

Angelica stellte das Bügeleisen krachend in die Halterung.

»Kannst du das für mich wegräumen?«, sagte sie beim Hin- und Zurückgehen, wohl wissend, dass er es tun würde.

»Hey, und was ist mit deinem Tee?«, rief er empört hinter ihr her.

»Keine Zeit ...«

Während sie die Treppe hochrannte, schaute sie auf ihre Uhr.

Sie hatte Dill so lange schlafen lassen, wie sie konnte, aber wenn sie ihn jetzt nicht aus den Federn warf, würden sie

beide zu spät kommen. Sie öffnete die Tür und sah seine kleine Gestalt unter dem Federbett mit dem SpongeBob-Bezug. Vorsichtig tastete sie sich mit den Füßen durch das Chaos aus leeren DVD-Hüllen, Fußballkarten und Plastikmutanten mit scharfen Kanten, an denen man sich böse verletzen konnte, wenn man aus Versehen drauftrat.

Dill schlief noch tief und fest, die Kopfhörer über den Ohren. Sie hörte das blecherne Trällern von Jessie J in Endlosschleife. Er schlief immer mit eingeschaltetem iPod ein. Angelica sorgte sich, dass auf diese Weise sein Gehirn nie zur Ruhe kam. Sie hatte mal irgendwo gelesen, dass Kinder bei ausgeschaltetem Licht und ohne Sinnesstimulierung schlafen sollten. Die Frau vom Gesundheitsamt, die die Familie aufgesucht hatte, hatte ihr gesagt, sie solle sich keine Gedanken machen. Aber Angelica hatte kein großes Vertrauen zu der Frau. Sie schien in erster Linie daran interessiert zu sein, ihre Ruhe zu haben, genau wie Angelicas Mutter. Keiner der beiden schien Dills Wohlergehen wirklich am Herzen zu liegen.

»Hey, du kleine Schlafmütze.«

Sie versetzte ihm einen Stups durch das weiche Federbett. Er öffnete die Augen. Vorsichtig nahm sie ihm die Kopfhörer ab.

»Ich will noch nicht aufstehen«, murmelte er, während er sich so ausgiebig streckte, dass sein nackter Bauch unter seiner Schlafanzugjacke zum Vorschein kam. Mit seinen acht Jahren hatte er noch immer Pausbacken und Patschhändchen wie ein Kleinkind. Ihr kleiner Bruder. Okay, ihr Halbbruder – alle ihre Geschwister hatten einen anderen Vater –, aber er war und blieb ihr kleiner Schatz.

»Los, komm. Du hast eine halbe Stunde. Hopp, anziehen und Zähne putzen.«

Wenn es nach ihrer Mutter ginge, würde Dill noch zwei Stunden weiterschlafen. Trudy fand, es spielte keine Rolle, ob er zu spät zur Schule kam, wo er sowieso nie viel lernen würde. Was machten ein paar Stunden mehr oder weniger Unterricht schon für einen Unterschied? Aber Angelica legte großen Wert auf Regelmäßigkeit. Regelmäßige Zeiten waren wichtig für Dill, ob das nun irgendjemandem gefiel oder nicht.

Er drehte sich auf den Bauch und vergrub den Kopf unter dem Arm. Sie kitzelte ihn, und er begann zu strampeln, bis er schließlich kapitulierte, sich aus dem Bett rollte und sie angrinste.

Ihr ging das Herz über, wie immer. Sie liebte ihn. Was ein Glück war, denn er brauchte sie. Sollte sie jemals fortgehen, würde seine Zukunft ziemlich düster aussehen. Trudy würde sich nicht für ihn einsetzen, dafür kämpfen, dass er auf die örtliche Schule gehen konnte, dafür kämpfen, dass man ihn behandelte wie ein normales Kind. Er hatte das Downsyndrom, allerdings in schwacher Ausprägung. Aber er brauchte Kontinuität, Stabilität, Disziplin und viel Zuwendung. All das konnte Trudy ihm nicht geben. Ihre planlosen Erziehungsmethoden, ihre Sprunghaftigkeit und ihre langen depressiven Phasen waren für Dill das reinste Gift. Nicht dass Trudy ihren Sohn nicht geliebt hätte – natürlich liebte sie ihn –, aber sie war nicht in der Lage, die Opfer zu bringen, die nötig waren, um ihm die bestmögliche Entwicklung zu gewähren.

Angelica versuchte ihm zu geben, was er brauchte. Sie war für ihn fast wie eine Mutter. Aber das machte ihr nichts aus. Wie auch? Das Schicksal hatte ihr den kleinen Dill beschert, und solange er auf sie angewiesen war, würde sie ihn nicht im

Stich lassen. Und so schwer war es ja auch gar nicht. Sie konnte arbeiten gehen, und sie konnte ausgehen, wann sie wollte, denn sie war zum Glück nicht die Einzige, die für ihn verantwortlich war. Die anderen kümmerten sich auch um ihn, selbst ihre beiden Halbschwwestern Kimberley und Faye. Und Jeff. Aber Angelica war Dills Sicherheitsnetz. Sie war immer die Erste, die Veränderungen mitbekam und sofort darauf reagierte. Ihre Mutter neigte eher dazu, alles laufen zu lassen. Natürlich würde Dill überleben, wenn er auf Trudy allein angewiesen wäre, aber Angelica fand, dass das nicht genug war. Sie wollte, dass er alles im Leben erreichte, was er konnte. Sie nahm ihn mit zum Schwimmen und zum Reiten. Sie las ihm vor und half ihm bei den Hausaufgaben. Sie brachte ihn zum Fußballtraining. Sie bot ihm so viele Anreize, wie es ihre Zeit und ihr Geldbeutel erlaubten.

Er war eben ihr kleiner Bruder.

Eine halbe Stunde später gingen sie aus dem Haus: Dill mit gegeltem Haar, wie er es gern hatte, in seiner grünen Schuluniform, seinen Doctor-Who-Rucksack auf dem Rücken und Angelica in ihrem frisch gebügelten Kostüm und mit tadellos sitzender Frisur. Am Schultor gab sie ihm wie alle anderen Mütter einen Abschiedskuss, während ihre eigene Mutter noch im Bett lag und selig schlief.

So ging es jeden Tag.

Gästen, die zum ersten Mal das Townhouse betraten, blieb unweigerlich vor Staunen der Mund offen stehen. Das fünfstöckige Gebäude am Hafen von Pennfleet war früher einmal das Zollhaus gewesen. Die großen Fenster in den dicken Mauern sorgten für eine lichtdurchflutete Atmosphäre. Die opulente Einrichtung war bar jeden maritimen Kitschs – in

Pennfleet gab es schon genug Matrosenstreifen. Die Tapete an den Wänden war blassgrün mit Vögeln in goldenen Käfigen. Über dem Empfangstresen hing ein Kronleuchter aus Muranoglas, der rosiges Licht auf die Tafel warf, an der jeweils die Wetteraussichten und die Gezeiten notiert waren. Unter der Tafel hingen die Schlüssel zu den acht Zimmern mit riesengroßen, ledernen Schlüsselanhängern, die man unmöglich verlieren konnte. In einer Nische standen eine mit dunkelorangefarbenem Samt bezogene Chaiselongue sowie zwei Ledersessel zu einer Sitzgruppe angeordnet, und auf einem runden Tisch in der Mitte der Eingangshalle thronte eine große, mit Moos und prächtigen Butterblumenblüten gefüllte Glasschale. Es roch köstlich nach frischem Kaffee und dem Duft einer Kerze mit drei Dochten, die das Aroma von Zimt, Ingwer und Kardamom verströmten.

Die Atmosphäre war zugleich beruhigend und stimulierend. Die Gäste fühlten sich wie in einem kleinen Paradies. Umschreibungen wie »unkonventionell« und »klassisch mit kreativem Touch« waren Claire eigentlich zu abgeschmackt, aber sie fand, dass das Hotel etwas von beidem hatte, auch wenn ihr Stil immer wichtiger war als Extravaganz. Alles war genauso, wie es sein sollte.

Sie überflog die Gästeliste für das Wochenende. Die drei Zimmer im dritten Stock waren für einen Junggesellenabschied gebucht worden. Zwei Männer pro Zimmer. Normalerweise vermied Claire derartige Herrenabende, aber Gus Andrews, der Trauzeuge, hatte ihr versichert: »Wir wollen nur ein bisschen segeln und anschließend bei einem gepflegten Abendessen und gutem Wein beisammensitzen. Wir werden den Bräutigam nicht nackt an den Empfangstresen fesseln.« Er hatte recht zivilisiert geklungen und eine saftige



Anzahlung geleistet, und so hatte Claire die Buchung akzeptiert. Jetzt betete sie, dass der Mann zu seinem Wort stehen würde.

Zwei Zimmer im zweiten Stock waren durch eine Tür miteinander verbunden und konnten von Familien »mit gut erzogenen Kindern über zehn« gebucht werden. Diese beiden Zimmer waren von einem Mr. Colin Turner reserviert worden, der in einem Zimmer ein Doppelbett und in dem anderen zwei Einzelbetten wünschte – für eine »Freundin« und deren Tochter. Das machte Claire neugierig. »Freundin« konnte ja Verschiedenes heißen.

Das kleinste Zimmer, das sie auf ihrer Webseite liebevoll als »Besenkammer« bezeichneten, war von einer Miss Laura Starling gebucht worden. Und die Suite im ersten Stock, mit Wohnzimmer und Balkon mit Blick auf den Hafen, war reserviert für die wichtigsten Gäste, Mr. Trevor Parfitt und dessen Gattin Monique. Claire spürte einen leichten Druck auf der Brust beim Gedanken an die Ankunft der beiden.

Trevor und Monique wohnten immer in der Suite, denn sie besaßen zwanzig Prozent Anteile am Townhouse. Trevor war schon ein großer Fan von Luca gewesen, als der noch in London gekocht hatte. Als Trevor erfahren hatte, dass Claire und Luca planten, ein Hotel zu kaufen, hatte er es sofort als Investitionsobjekt gesehen. Die Parfitts waren häufig im Hotel zu Gast, nutzten jedes verlängerte Wochenende, um die Früchte ihrer Investition zu genießen. Sie hatten sich sogar ein Boot zugelegt – eine strahlend weiße Jacht, die im Hafen von Pennfleet sofort ins Auge stach.

Und jetzt hatten die beiden plötzlich einen neuen Einfall. Sie wollten in London ein Hotel eröffnen, und Claire und Luca sollten mit einsteigen. Sie hatten ihnen den Plan drei

Wochen zuvor bei einer informellen Eigentümerversammlung unterbreitet. Trevor hatte von einem »Townhouse in the City« gesprochen, was Claire ziemlich irritiert hatte. Der Name »Townhouse« war ihre Idee gewesen. Jetzt wollte Trevor ihn offenbar als eine Art Markennamen verwenden, und Claire fühlte sich, als hätte er ihr Konzept gestohlen. Sie sagte sich, dass diese Strategie wahrscheinlich Teil seines Erfolgsrezepts war, denn dass er erfolgreich war, daran bestand kein Zweifel. Nicht viele Menschen hatten heutzutage Geld übrig, um es in ein Hotel zu stecken.

Außerdem wollte Trevor Monique so viel Mitspracherecht wie möglich einräumen, vor allem in Bezug auf die ästhetische Gestaltung des Hotels. Claire brauchte die beiden nicht zu Hause zu besuchen, um zu wissen, dass Monique eine Mischung aus Jackie Collins und Versace bevorzugen würde – jede Menge Marmor und Leopardenfell und Glitter, was ganz und gar nicht Claires Stil entsprach.

Als sie nach dem Gespräch ihre Befürchtungen Luca gegenüber erwähnte, hatte er nur gelacht. »Mit der wirst du schon fertig. Lass sie doch ein paar Vorhangstoffe und Kissenbezüge aussuchen.«

»Damit wird sie sich nicht zufriedengeben.«

»Dann lass sie richtig hart arbeiten. Schick sie kreuz und quer durch London, um Materialproben zu besorgen. Das hält sie nicht lange durch.«

Claire war nicht überzeugt. Monique war die Sorte Frau, die nicht so leicht lockerließ, wenn sie sich einmal irgendwo festgebissen hatte.

»Sei einfach nett zu ihr und schmier ihr Honig ums Maul. Später machen wir sowieso, was wir wollen. Trevor lässt uns bestimmt freie Hand. Für ihn ist das bloß ein Prestigeprojekt.«

Claire wusste nicht so recht, wie klug es war, an einem Prestigeprojekt beteiligt zu sein, aber Luca blieb hartnäckig.

»Trevor wird dafür schon sorgen, dass das gut läuft. Und Monique wird sich garantiert bald langweilen. Und eines Tages kaufen wir ihnen ihren Anteil ab. Vertrau mir, Claire.«

Aber Claire fragte sich, ob es wirklich das war, was sie und Luca wollten. Sicher, Luca hatte schon immer davon geträumt, in London etwas Eigenes zu haben, aber sie waren doch jetzt schon völlig überlastet. Er schien anzunehmen, sie könnten das Townhouse by the Sea einfach sich selbst überlassen, geführt von irgendjemandem, dem sie die Leitung übertragen. Aber Claire wusste, dass das nicht so einfach war. Wer zum Beispiel würde kochen? Die Leute kamen, um bei Luca zu essen; sie liebten seine leichte Küche, es faszinierte sie, wie spielerisch er mit Gewürzen und Zutaten jonglierte. Einen Ersatz würden sie nicht akzeptieren.

Aber im Moment wollte sie sich über das Thema nicht den Kopf zerbrechen. Es war noch lange hin, bis der Traum Wirklichkeit werden würde. Sie druckte die Anmeldeformulare für die Wochenendgäste aus und war gerade dabei, sich auf einem Block verschiedene Sonderwünsche zu notieren, als die Tür aufging und Angelica hereinkam.

Angelica war Claires Rettungsanker. Während sie als Teilzeitzimmermädchen bei ihnen gejobbt hatte, war Claire aufgefallen, wie begierig das junge Mädchen darauf war zu lernen, wie fix sie war, und sie hatte sich vorgenommen, sich das zunutze zu machen. Als Claire dann erfahren hatte, dass Angelica die Schule abgeschlossen hatte, hatte sie ihr eine Ausbildung zur Empfangsdame in Aussicht gestellt. Angelica hatte begeistert zugesagt und die Stelle in einem Reisebüro in Bodmin, die man ihr angeboten hatte, abgelehnt.

Claire hatte ihr zweihundert Pfund gegeben, um sich die pinkfarbenen Strähnen wieder in ihrer natürlichen Haarfarbe tönen zu lassen und sich ein paar anständige Sachen zu kaufen. Und sie hatte darauf bestanden, dass sie ihr Zungenpiercing entfernte. Bei einem Zimmermädchen waren pinkfarbene Strähnen und Piercings akzeptabel, aber nicht bei einer Empfangsdame.

Am darauffolgenden Montag war Angelica mit einem dunkelbraunen Pagenschnitt erschienen. Sie trug einen schwarzen Leinenrock (ein bisschen kurz, aber Claire hatte zugeben müssen, dass das nicht schadete), eine taillierte weiße Bluse (unter der ihr schwarzer BH zu sehen war, aber auch dabei kam Claire zu demselben Schluss), einen Leinenblazer und Ballerinas. Und jetzt, drei Jahre später, war sie fast – *fast* – so weit, dass man ihr die Leitung des Hotels würde anvertrauen könnten. Sie hatte immer noch eine leichte Tendenz zur Scharfzüngigkeit, und Claire musste noch ein bisschen am Feinschliff arbeiten, aber im Großen und Ganzen war sie stolz auf ihren Schützling.

Sie hatte Angelica unter ihre Fittiche genommen. Sie wusste, dass bei ihr zu Hause nicht alles zum Besten stand, dass die junge Frau die Verantwortung für ihren kleinen Bruder sehr ernst nahm und dass ihre Mutter Trudy ein bisschen unberechenbar war. Claire bohrte nie nach, aber sie spürte es sofort, wenn Angelica gestresst war, und versuchte, ihr so gut wie möglich beizustehen. Nicht zuletzt war es ein schönes Gefühl zu wissen, dass sie einer jungen Frau aus dem Ort eine Chance gegeben hatte, anstatt eine selbstgefällige, ehrgeizige Absolventin einer Hotelfachschule einzustellen. Und trotz des Altersunterschieds waren sie einander sehr vertraut geworden. Wenn es still war im Hotel, plauderten sie miteinander

und tauschten sich über ihre Sorgen und Probleme aus. Im Winter, als das Hotel fast leer gewesen war, waren sie sogar einmal wie zwei kleine Mädchen, die die Schule schwänzten, zum Bummeln in das große Einkaufszentrum in Bristol gefahren und beladen mit Schuhkartons, Schminkutensilien und Kleidern zurückgekommen – Sachen, die sie in Pennfleet zwar niemals tragen würden, die aber jede Frau einfach im Kleiderschrank haben musste.

Im Gegenzug nutzte Angelica Claires Großzügigkeit und Offenheit niemals aus. Während der Arbeit waren sie ein Team, und es stand nie infrage, wer die Chefin und wer die Angestellte war. Mit einer Angestellten ein allzu vertrautes Verhältnis zu pflegen konnte gefährlich werden, das wusste Claire. Aber sie glaubte, dass ihr der Balanceakt ganz gut gelang.

»Hallo«, sagte sie. »Ich hoffe, du weißt, was auf dich zukommt. Das wird ein langes Wochenende.«

»Der Parkplatz ist schon fast voll«, sagte Angelica. Sie nahm die Gästeliste und verzog das Gesicht. »Mr. und Mrs. Parfitt? Schon wieder? Die waren doch erst vor zwei Wochen hier.«

»Und an diesem Wochenende müssen wir ganz besonders nett zu ihnen sein.«

»Das sind wir doch immer«, entgegnete Angelica. »Ich gebe mir sogar extra Mühe, ihm keine Ohrfeige zu verpassen, wenn er mir den Hintern tätschelt.«

Claire lachte. Es stimmte, Trevor Parfitt war ein Mann alter Schule, der sich nichts dabei dachte, Hotelangestellten den Hintern zu tätscheln. Er nannte seine Frau »Baby« – ohne jede Spur von Ironie.

»Trevor wird sich nicht mehr ändern.«

»Nein«, sagte Angelica. »Aber warum müssen wir diesmal ganz besonders nett zu den beiden sein? Die Parfitts werden doch immer wie königliche Hoheiten behandelt, wenn sie hier sind.«

Claire zögerte. Sie hatten noch niemandem von den Plänen für das neue Hotel erzählt – solche Gerüchte machten die Angestellten nur nervös –, aber falls sie das Projekt verwirklichten, würde sie sich mehr denn je auf Angelica verlassen müssen. Claire entschloss sich, sie ins Vertrauen zu ziehen.

»Also, das bleibt unter uns«, sagte sie leise, »aber Trevor und Monique wollen, dass wir ein Hotel in London eröffnen.«

Angelica runzelte die Stirn.

»Aber ihr geht doch nicht von hier weg, oder?«, fragte sie. »Ohne dich arbeite ich nicht hier. Das weißt du doch, oder?«

»Nein, das wusste ich nicht«, antwortete Claire. »Aber du brauchst mich doch nicht.«

»Für jemand anderen arbeite ich nicht.«

»Deine Loyalität rührt mich.« Claire lächelte. »Aber keine Sorge, so schnell gehen wir nicht fort. Andererseits könnte es auch gut für dich sein. Dann würden wir nämlich jemanden brauchen, der hier die Stellung hält.«

Angelica sagte nichts. Claire wünschte fast, sie hätte nichts von dem Hotel in London erwähnt, aber sie mochte keine Heimlichtuerei. Nach ihrer Erfahrung kam nichts Gutes dabei heraus. Aus dem Augenwinkel sah sie den Fischer durch den Speisesaal zur Küche gehen, um den Tagesfang abzuliefern. Sie musste los, um den Fisch zu begutachten und den Empfang zu quittieren.

Sie reichte Angelica das Telefon.

»Könntest du bei Buddleia anrufen? Wir brauchen einen großen Strauß für das Zimmer der Parfitts, einen Ersatz für

den Strauß auf dem Empfangstresen und das Übliche.« Angelica nickte. »Und wenn es dir nichts ausmacht, bring Luca einen Kaffee und sag ihm, er soll aufstehen. Heute Morgen wird hier unten jeder gebraucht.«

Claire ging in Richtung Küche. Sie brauchte selbst einen extrastarken Kaffee und eine Schüssel hausgemachtes Müsli mit griechischem Joghurt und Blaubeeren. Ein langer Tag lag vor ihr.

Während Angelica Claire nachschaute, zog sich ihr der Magen zusammen. Sie konnte es nicht glauben. Ein Hotel in London? Was würde das bedeuten?

Auf jeden Fall eine Veränderung. Angelica mochte keine Veränderungen. Wenn es nach ihr ginge, würde immer alles so bleiben, wie es war.

Bis auf die Dinge natürlich, die sie gern anders hätte. Aber so funktionierte das Leben nicht, das wusste sie. Sie holte tief Luft und sagte sich, dass noch nichts entschieden war. Noch brauchte sie nicht in Panik zu geraten. Noch war alles offen. Während sie die Nummer des Blumenladens wählte, überflog sie die Liste der Sonderwünsche der Gäste, die Claire notiert hatte, um zu sehen, was als Erstes erledigt werden musste. Angelica war schließlich gut ausgebildet.

## Zwei



Es gab nicht viele, die Colin Turner für einen Trottler hielten. Im Gegenteil, die meisten respektierten und bewunderten ihn. Er schaffte es, erfolgreich zu sein, ohne Missgunst zu wecken. Niemand konnte bestreiten, dass er ein Arbeiter war. Er war jeden Morgen um sechs in der Firma und scheute sich nicht, sich die Hände schmutzig zu machen. Er kümmerte sich um seine Angestellten, und er war ein großzügiger Arbeitgeber. Die Bedingungen sowohl in seiner Backwarenfabrik als auch in seinen diversen Cafés waren beispielhaft. Er nötigte niemanden dazu, Überstunden zu machen, und die Vergünstigungen, die er anbot, waren legendär: saftige Preisnachlässe, großzügige Bonusprämien und jedes Jahr eine verschwenderische Weihnachtsparty in einem örtlichen Hotel, bei der alle Getränke aufs Haus gingen. Und die harte Arbeit hatte sich für ihn bezahlt gemacht, was der schnittige Jaguar bewies, mit dem er auf die M5 einbog.

Er hatte in seinem Leben nur einen einzigen Fehler gemacht, sinnierte er, während er auf die Überholspur wechselte. Aber dafür einen riesengroßen. Und seine einzige Sünde war es gewesen, sich nach Liebe zu sehnen. Körperkontakt mit jemandem, der nicht bei jeder Berührung zusammen-



zuckte. Wann war er eigentlich so abstoßend geworden?, hatte er sich an jenem schicksalhaften Tag vor beinahe zwölf Jahren gefragt.

Inzwischen begriff er natürlich. Der Arzt hatte bei seiner Frau eine Depression diagnostiziert und ihr Antidepressiva verschrieben, aber da war es schon zu spät gewesen. Woher hätte Colin wissen sollen, dass eine Kindbettdepression immer noch akut sein konnte, wenn das Kind schon fünf Jahre alt war? Er war Bäcker, kein Psychiater. Dann waren die nächtlichen Zurückweisungen so häufig worden, dass er vollkommen verzweifelt war. Was ihn dazu gebracht hatte, einem spontanen Impuls zu folgen, etwas, was ihm selten passierte.

Die Ankunft seines zweiten Kindes war an allem schuld gewesen. Seitdem Ryan auf der Welt war, hatte Colin Alison jahrelang nicht mehr anrühren dürfen. Die Geburt war traumatisch gewesen – extrem lange Wehen, Zangengeburt, Dammschnitt. Er wünschte, er hätte auf einem Kaiserschnitt bestanden, als es hart wurde, aber die Hebammen hatten Alison auf eine natürliche Geburt eingeschworen. Und was hatte sie davon? Monatelang Schmerzen und Physiotherapie und eine totale Abneigung gegen Sex, über die niemand je mit ihr gesprochen hatte. Oder mit ihm.

Was Colin schließlich in die Arme von Karen Griffith getrieben hatte. Oder besser, zwischen ihre Beine, denn mit Zärtlichkeit hatte Karen nichts am Hut gehabt. Die Streichelheiten, nach denen Colin sich sehnte, waren von ihr nicht zu kriegen. Dafür war sie immer für Sex zu haben. Als Colin begriff, welchen Preis er dafür bezahlte, war es zu spät.

Hinterher hatte er sich gefragt, ob sie ihn von Anfang an hereingelegt hatte. Karen behauptete, Chelsey sei ein Unfall gewesen. Aber es war ein Kinderspiel herauszufinden, wie

wohlhabend er war, und dann die altbekannte Falle zu legen. Außerdem war Colin keiner, der sich vor Verantwortung drückte. Er hätte niemals auf einer Abtreibung bestanden. Trotz seiner einmaligen Untreue war er immer noch ein Gentleman.

Und so begab er sich also jetzt auf seinen jährlichen Bußgang. Der Besuch, auf dem er bestand, denn schließlich war Chelsey von seinem Fleisch und Blut, und auch wenn er sie vor der Welt geheim hielt, so konnte er ihr doch einmal im Jahr die Ehre erweisen, sie als seine Tochter anzuerkennen.

Vorwände ergaben sich genug. Er war ständig unterwegs zu Messen und Konferenzen und auf Geschäftsreisen, sodass Alison keine Fragen stellte, wenn er wieder mal ein Wochenende nicht zu Hause verbrachte. Aber das Lügen drehte ihm den Magen um. Er kannte jede Menge Männer, die sehr geschickt darin waren und ihre Frauen ständig belogen: darüber, wo sie sich aufhielten, was sie vorhatten, über Geld – woher es kam und wo es hinging. Er hatte erlebt, wie sie wortgewandt die Wahrheit verdrehten, ohne jede Spur von schlechtem Gewissen. Aber Colin war ein Freund der Wahrheit. Warum heiratete man, wenn man einander belog?

Was jedoch seine Wochenenden mit Chelsey betraf, hatte er sich in eine Lage manövriert, die ihm nichts anderes übrig ließ, als unehrlich zu sein. Zum Glück war Alison noch nie auf die Idee gekommen, ihn zu fragen, ob sie ihn auf eine seiner Wochenendreisen begleiten könne. Sie hatte ihr eigenes Leben: Fitnessstudio, Tennis, Hundeausbildung, Wohltätigkeitsveranstaltungen – die sich endlos hinzogen – und Einkaufsbummel, um sich Kleider für diese Veranstaltungen zu kaufen. Nicht dass er ihr auch nur einen Penny missgönnte, den sie ausgab. Sie arbeitete hart: Sie hielt das Haus tipptopp

in Ordnung, kümmerte sich um die Kinder und letztlich auch um ihn.

Colin hielt sich nicht für sexistisch. Er hatte in seinem Betrieb genug Frauen eine Chance gegeben, um gegen diesen Vorwurf gefeit zu sein, und er hätte Alison jederzeit unterstützt, wenn sie gern berufstätig gewesen wäre, aber manchmal fragte er sich, ob nicht manche Frau glücklicher wäre, wenn sie es wie Alison machte. Es erleichterte die Teamarbeit. Ihre Rollen waren klar definiert. Ihr Leben lief wie am Schnürchen, und nur in äußerst seltenen Fällen gerieten sich ihre Interessen und Zeitpläne in die Quere. Abgesehen von seinem einen Fehltritt führten sie eine perfekte Ehe.

Er warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett. Er war gut in der Zeit. Es war vereinbart, dass er Karen und Chelsey um halb elf abholen würde, dann würden sie wahrscheinlich kurz nach Mittag im Hotel sein. Er hatte in der Reisebeilage der *Sunday Times* einen Artikel über das Townhouse by the Sea gelesen – es sah idyllisch aus auf dem Foto. Er hatte Pennfleet gegoogelt und den Eindruck gewonnen, dass es das Richtige wäre für Chelsey. Sie konnten am Strand spielen und mit einem Boot rausfahren. Außerdem gab es jede Menge Pizzarestaurants und Eiscafés, von denen seine anderen Kinder begeistert gewesen wären, warum also nicht auch sie?

Bei dem Gedanken an seine Kinder bekam er Gewissensbisse: Ryan absolvierte gerade ein freiwilliges soziales Jahr, und Michelle studierte schon seit einem Jahr an der Uni in Warwick. Colin war mächtig stolz auf die beiden. Sie hatten so viel erreicht. Das hatten sie größtenteils Alison zu verdanken, die sich unermüdlich um sie gekümmert hatte, während sie heranwuchsen – sie hatte ihnen bei den Hausaufgaben geholfen, sie zu allen möglichen Freizeitaktivitäten gefahren

und sie dazu ermutigt, alles auszuprobieren, was sie wollten. Nicht dass Colin kein Interesse an seinen Kindern gehabt hätte, aber er hatte leider einen verdammt langen Arbeitstag. Er kam kaum jemals vor sieben nach Hause, und bis dahin war das meiste schon getan. Natürlich hatte er ihre Ausbildung finanziert und alles, was dazugehörte, er unterstützte Ryan in seinem freiwilligen sozialen Jahr, und nur über seine Leiche würde er es zulassen, dass eins seiner Kinder einen Kredit aufnahm, um die Studiengebühren zu bezahlen, er hatte also in nicht unerheblichem Maße seinen Teil zu ihrer Erziehung beigetragen, aber alles, was Blut, Schweiß und Tränen gekostet und die Kinder zum Erfolg geführt hatte, war Alisons Anteil. Man konnte nicht behaupten, dass er seine Kinder finanziell verwöhnte. Im Gegenteil, er hatte beiden den Wert harter Arbeit eingepflegt. Sie hatten während der Schulferien bei ihm gejobbt: Ryan in der Fabrik, Michelle als Kellnerin in dem einen oder anderen Café. Sie wussten also, was es bedeutete, eigenes Geld zu haben. Sie waren Arbeitstiere, genau wie er.

Er platzte fast vor Stolz, wenn er jetzt an sie dachte, und die Vorstellung, sie könnten von seinem schmutzigen Geheimnis erfahren, machte ihn ganz krank. Das Geheimnis, das er schon so lange hütete, dass es zu einem Teil von ihm geworden war, einem Teil seines Herzens so schwarz wie Kohle.

Er bog von der Autobahn auf den Rastplatz ein, wo sie sich verabredet hatten. Da er nicht in seinem Auto bei Karen zu Hause vorfahren wollte, würde sie ihres übers Wochenende auf dem Rastplatz stehen lassen, und er würde die beiden auf dem Heimweg wieder hier absetzen. Er spürte, wie sein Puls sich leicht beschleunigte. Die Raststätte war eine Gefahrenzone, hier konnte er gesehen werden. Es war

nicht auszuschließen, dass irgendein Bekannter zufällig hier aufkreuzte. Er würde das hier so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Über die parkenden Autos hinweg schaute er zum Costa Coffee hinüber. Da waren die beiden. Sie hatten sich an einen Tisch im Freien gesetzt. Karen hatte ihr dunkles Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, ihr geschminktes Gesicht war größtenteils hinter einer großen Sonnenbrille verborgen, sie trug hochhackige Schuhe und hautenge Jeans, ein knappes Top mit Spaghettiträgern und darüber eine kurze, pinkfarbene Wildlederjacke. Und neben ihr saß Chelsey.

Er war jedes Mal wieder gerührt, wenn er sie sah. Sie reichte Karen nur bis zur Schulter, wog aber sicher sechs, sieben Kilo mehr als ihre Mutter. Sie war klein, pummelig, blass, und ihr hübsches, herzförmiges Gesicht wirkte immer bedrückt. Eine Elfjährige dürfte nicht so aussehen, als laste das Gewicht der Welt auf ihren Schultern, dachte Colin, aber mit Karen zusammenzuleben war zweifellos mehr als stressig. Chelsey schien sich wahllos irgendwelche Sachen angezogen zu haben: pinkfarbene Leggings, verschlissene Schaffellboots und ein gelbes, mit Pailletten besetztes T-Shirt, das ihren Bauch nicht ganz bedeckte – Colin fragte sich, ob das die neueste Mode war oder ob ihr das T-Shirt einfach zu klein geworden war. Ihr Haar war strähnig und müsste mal wieder geschnitten werden. So hätte Alison Michelle niemals herumlaufen lassen. So ungepflegt. Seine Kinder waren immer wie aus dem Ei gepellt gewesen.

Sie hatten ihn noch nicht bemerkt. Karen rauchte, Chelsey aß einen Donut. Er ließ sich einen Moment Zeit, um Mutter und Tochter zu beobachten. Er mochte es nicht, wenn in seinem Auto geraucht oder gegessen wurde, aber wollte

sich auch nicht pingelig geben. Vor lauter Schuldgefühlen hatte er einen Kloß im Hals und überlegte kurz, ob er sich in die Tankstelle schleichen sollte, um sich etwas zu trinken zu kaufen, verwarf den Gedanken jedoch gleich wieder. Zu riskant. Er sah, wie Karen in eine Tüte langte und Chelsey noch einen Donut reichte. Chelsey nahm ihn wortlos entgegen und biss hinein.

Colin runzelte die Stirn. Er mochte ja seinen Lebensunterhalt mit der Herstellung von Kuchen, Scones, Brot und allem möglichen dick machenden Gebäck verdienen, aber dieses Kind brauchte auf keinen Fall einen zweiten Donut. Er fuhr auf die beiden zu und machte sich mit einem fröhlichen kurzen Hupen bemerkbar. Karen ließ ihre Kippe fallen und trat sie mit dem Absatz aus. Chelsey stopfte sich den Rest ihres Donuts in den Mund und wischte sich hastig den Zucker von den Lippen.

Dann standen sie auf und kamen zum Auto.

»Alles klar?« Karen hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. Sie roch nach Benson&Hedges, Kaugummi und einem scheußlichen, nach Vanille duftenden Parfum. »Gib deinem Dad einen Kuss, Chels.« Sie packte Chelsey an den Schultern und schob sie auf Colin zu.

Er drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Sie schmeckte nach Zucker.

»Das wird ein tolles Wochenende«, sagte er. Er nahm die Taschen der beiden und verstaute sie im Kofferraum. Sie hatten Gepäck für eine ganze Woche dabei, aber das spielte keine Rolle. Der Kofferraum war groß genug.

»Ich hab mir das Hotel im Internet angesehen. Es hat keinen Swimmingpool. Und auch keinen Wellnessbereich.« Karen öffnete die hintere Tür, bugsierte Chelsey in den Wagen und

stöckelte auf die andere Seite. Colin betrachtete sie, als sie es sich auf dem Beifahrersitz bequem machte und den Sicherheitsgurt über die Brüste legte, die ihm zum Verhängnis geworden waren.

»Es gibt ein Schwimmbad mit Wellnessbereich in einem Hotel in der Nähe, da kannst du hingehen.«

»Warum hast du denn nicht das Hotel gebucht?«

»Es sah nicht so einladend aus. Unseres liegt direkt am Strand. Wir haben Zimmer mit Blick aufs Meer.«

Karen wirkte nicht überzeugt.

»Und? Wie geht's dir?«, fragte er.

»Das letzte Jahr war ein Albtraum. In unserem Betrieb wurden jede Menge Leute entlassen, und wir müssen jetzt deren Arbeit zusätzlich machen, ohne dass man uns mehr bezahlt.« Sie klappte den Spiegel herunter, um ihr Make-up zu überprüfen.

Colin warf einen Blick in den Rückspiegel. Chelsey schaute aus dem Fenster.

»Und du, Chelsey? Alles klar in der Schule?«

»Ein Albtraum«, sagte Karen, offenbar ihr neues Lieblingswort. »Sie wird dauernd gemobbt von ihren Mitschülern. Die finden sie fett.«

Colin spürte, wie er rot anlief. Das Problem war, dass Chelsey tatsächlich fett war. Und Kinder nahmen nun mal kein Blatt vor den Mund. Aber es tat ihm weh zu hören, dass seine Tochter gehänselt wurde.

»Weiß deine Lehrerin davon, Chelsey?«

»Ja, aber die kümmert sich nicht darum«, antwortete Chelsey tonlos. »Die denkt wahrscheinlich, die hören schon wieder damit auf, wenn sie genug davon haben.«

Am liebsten wäre Colin zu Chelseys Schule gefahren und

hätte den verdammten Lümmeln den Hintern versohlt. Aber das ging natürlich nicht. Er konnte nur dafür sorgen, dass sie ein schönes Wochenende am Strand verbrachte. Ein Wochenende, das sie nicht so schnell vergessen würde.

Als er auf die Autobahn fuhr, kam die Sonne hinter den Wolken hervor.

»Wenn Engel reisen ...«, sagte er.

Karen warf ihm einen Blick von der Seite zu und begann, am CD-Spieler herumzufummeln.

»Hast du was von Take That?«, fragte sie.

Er hörte Chelsey auf dem Rücksitz mit einer Tüte Süßigkeiten rascheln und roch die Wolke von Geschmacksverstärkern, die ihr entwich. Er hätte ihr gern gesagt, sie solle das Zeug weglegen, weniger wegen der möglichen Sauerei als aus Sorge um ihre Gesundheit. Aber das war wohl nicht der richtige Zeitpunkt, ihr einen Vortrag über ihre Ernährungsgewohnheiten zu halten. Schließlich war er nur ein Teilzeitvater. Ein Einmal-im-Jahr-Teilzeitvater.

Um die Tür zu Claires und Lucas Zimmer zu öffnen, musste Angelica die Klinke mit dem Ellbogen herunterdrücken. Entweder schlief Luca noch tief und fest, oder er stand unter der Dusche, oder er hatte ihr Klopfen nicht gehört. Vorsichtig trat sie ein, in den Händen das Tablett mit seinem allmorgendlichen, extrastarken Espresso. Neuerdings schien es zu ihrer Aufgabe zu werden, ihn aus dem Bett zu werfen. Das Zimmer lag im Halbdunkel – die Sonne schien durch das Oberlicht, aber die Vorhänge waren noch zugezogen.

Er schlief. Sie konnte seine Konturen unter der Bettdecke ausmachen. Sie holte tief Luft und atmete seinen Duft ein, scharf und maskulin.



»Luca!«, sagte sie halblaut. Er wälzte sich stöhnend herum und rieb sich die Augen. »Claire sagt, es ist Zeit zum Aufstehen.«

»Sag ihr, sie kann mich mal«, antwortete er verschlafen.

»Ich bringe dir deinen Kaffee.« Sie ging um das Bett herum und gab ihm einen Schubs mit dem Knie. »Komm schon. Du weißt doch, dass heute die Hölle los ist.«

Er streckte einen Arm aus. Sie dachte, er wollte die Kaffeetasse haben. Sie wollte sie ihm gerade reichen, als sie seine warmen Finger an ihrem Schenkel spürte, kurz unterhalb ihres Rocksaums. Eine flüchtige Berührung. Ein zartes Streicheln. Vertraut, liebevoll. Bedeutungslos.

Oder nicht?

»Nur noch fünf Minuten. Bitte, Angelica. Ich bin fix und fertig ...«

Ihr Herz raste, während er sie streichelte. Es kostete sie all ihre Beherrschung, um nicht zu ihm unter die Decke zu schlüpfen, um seine Hände an ihrem ganzen Körper zu spüren. Wusste er eigentlich, in welche Versuchung er sie stürzte?

Natürlich wusste er es ganz genau.

Mit zitternden Händen stellte sie das Tablett mit dem Kaffee auf den Nachttisch.

»Deine Sache, Luca. Aber mir hat man immer eingebläut, dass hier Teamarbeit angesagt ist.«

Dann verließ sie das Zimmer.

Draußen im Flur lehnte sie sich gegen die Wand. Ihre Beine zitterten. Sie hatte so weiche Knie, dass sie kaum aufrecht stehen konnte. Sie stöhnte, schloss die Augen und legte verzweifelt den Kopf in den Nacken.

Sie war komplett verrückt nach diesem Mann. An manchen Tagen konnte sie einigermmaßen damit umgehen. An



Veronica Henry

**Wie ein Sommertag**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35776-1

Diana

Erscheinungstermin: April 2014

Sonne, Meer und das Glück am Horizont

Claire und Luca haben sich einen Traum erfüllt: Gemeinsam führen sie ein charmantes Hafenhôtel in Cornwall. Als ein langes sonniges Wochenende bevorsteht, ahnt Claire noch nicht, dass es ihr ganzes Leben verändern wird. Denn nicht nur die Urlauber bringen ihre Geheimnisse und Sehnsüchte mit. Auch für Claire nimmt dieser Sommer mit der Ankunft eines völlig unerwarteten Gastes eine schicksalhafte Wendung ...

Die perfekte Strandlektüre – zum Eintauchen und Wohlfühlen!